täglichen Erscheinung. Ab und zu flog mal ein Schrank krachend in die Stube, aber wenn er nicht gerade einem auf den Kopf fiel, so wurde weiter keine Notiz davon genommen, die Bohs wurden gerufen, und den Schrank stellte man wieder auf.

Es gehörte sogar zum guten Ton, bei einem Erdbeben nicht gleich aus dem Hause zu laufen, sondern ruhig am Tische sitzen zu bleiben — was allerdings keine große Heldentat war, denn die Häuser waren alle aus leichtem Holz gebaut und so ineinander gefügt, daß sie sich bei Erschütterungen ganz tüchtig hin und her schieben konnten, ohne daß sie aus dem Leim gingen. Prächtige Steinbauten konnte man eben nicht gebrauchen, und es ging auch sehr gut ohne sie.

Ein eben vom Dampfer ans Land gesetzter neuer und höherer Beamter war allerdings anderer Ansicht, als er im ersten Stock des Hotels „Fürst Bismarck“ in Herbertshöh saß. Auf gut Schwäbisch äußerte er sein Mißfallen über die von ihm vorgefundenen Holzbaracken: „Hier muß mer scheene Stoinhäuser herbaue, jetzt das isch ja garnix mit dene alte Holzbaracke, da hat mer all die scheenen Korallen, da könnt mer so scheene Häuser damit mache. Na warte Se nur, wenn i ch erscht 'ne Weile hier bin, da wirdsch ganz andersch aussehe.“

Plötzlich fing es an zu wackeln — erst ein leises Zittern, und dann kam ein Stoß von seltener Stärke. Das ganze obere Stockwerk schwankte wie ein Schiff hin und her, so daß es selbst den ältesten Kolonisten ungemütlich wurde. Die Unterhaltung stockte, einige wurden bleich, und man sah es jedem von ihnen an, daß er innerlich mit dem Entschluß kämpfte, aufzuspringen und hinunter zu laufen. Aber keiner wollte der erste sein.

Beim zweiten Stoß kam der Neuling zur Besinnung. Hatte er bis dahin bleich und mit offenem Munde dagesessen — jetzt sprang er auf und sauste mit wenigen Sätzen die Treppe ins Freie hinunter.

Unten stand er und starrte mit entsetzten Blicken zu den anderen herauf, die ihm zuriefen, er könne ruhig nach oben kommen, für heute sei es vorüber.

Als der Herr endlich wieder beruhigt am Tische saß, stärkte er sich erst durch einen herzhaften Schluck für den ausgestandenen Schrecken, und dann räsonierte er über den maßlosen Unsinn hier, wo es doch gar nicht auf Raum ankäme, ein zweistöckiges Gebäude aufzuführen. Ob es denn gar keine Baupolizei gäbe? Er würde dafür sorgen, daß so etwas nie wieder vorkäme!

Und man war auf Neu-Pommern gerade so stolz auf dieses Hotel, es war nämlich das einzige Gebäude auf der ganzen Insel, das noch ein zweites Stockwerk besaß.

Ziege mit dem Teufel im Leib

Heiteres von Maré Stahl

Die Frau hatte den Mann gleich vor dem Transport der Ziege auf dem Fahrrad gewarnt. Sie sagte, sie kenne die Ziegen. Aber er hatte nur gelacht und gesagt: Eine Ziege sei kein Elefant, und er würde schon mit ihr fertig werden.

Also kamen der Mann, das Kind, die Ziege und das Fahrrad zusammen über die Landstraße. Es war ein ausgesprochen fröhliches Bild. Der Mann führte das Rad, auf dem das Kind saß, und zog ruhevoll die Ziege am Strick hinterher.

Die Maler der alten Schule gaben ihren Teufeln zum Schmuck Ziegenhörner — das wird wohl so seinen Grund gehabt haben, denn die alten Maler waren nachdenkliche Leute und taten nichts umsonst.

Diese Ziege trug ihre schwarze Seele nach innen gekehrt, von außen war sie schneeweiß, sah fromm geradeaus, wobei sie nur ganz wenig nach links und rechts schielte, und sagte ab und zu ganz sanft: „Mäh!“

Plötzlich kam ein Kraftwagen des Weges, er fuhr sehr vorsichtig und hielt sich weit nach links, um die Idylle vor sich nicht zu stören. Der Mann sagte beruhigend: „Hohoho!“ was zu der Ziege gemeint war.

Dieses Auto kam der Ziege gerade recht, sie war so lange fromm gewesen, daß ihr die Sanftmut geradezu zum Halse heraushing. Sie nahm also ihren Vorteil war, stieg kerzengerade in die Luft wie ein Lippizzaner und tanzte auf den Hinterbeinen herum.

Der Mann schrie: „Steh — steh — steh!“ Aber die Ziege hat gewaltig erschrocken, das war ihr gutes Recht — und sie nahm es wahr, sie bockte und gebärdete sich geradezu verzweifelt. Der Mann kam aus dem Takt, hielt mit der einen Hand das Kind und versuchte mit der anderen die Widerspenstige zu bändigen. Das Fahrrad nahm derweil einen dritten Kurs, während das Kind wie am Spieß schrie.

Der Mann verlor vollkommen den Kopf. Er hätte mindestens sechs Hände haben müssen, um alle die widerstrebenden Gewalten zu meistern. Das Kind klammerte sich schreiend an den Vater, und kurze Zeit sah es aus, als ob der Mann gedritteilt werden sollte.

Aber die Ziege war dank ihrer vier Beine in der Uebermacht. Sie machte mit dem schon beschriebenen Teufelshorn einen Ausfall gegen den Mann, hakte es geschickt in das Aermelloch seiner Weste, worauf ihm alle Knöpfe aufsprangen, und während er wenigstens den Hosenträger vor einem gleichen Schicksal bewahren wollte und danach griff, ließ er die Ziege unversehens los, und sie entfloh meckernd in die Rüben.

Zu gleicher Zeit rollte das Rad in einen kleinen Bach, dessen Brücke er eben überschreiten wollte, und das Kind, dem Gesetz der Anziehungskraft der Erde folgend, fiel kopfüber in ein Gesträuch, das sich am Wege auftat

Auf diese Weise hatte sich eigentlich das Chaos aufs schönste geordnet, und der Mann hätte zufrieden sein müssen, daß er endlich die Hände freibekam, nachdem er in solcher Bedrängnis gewesen war. Statt dessen begann er vor Zorn zu brüllen und fuhr sich in die Haare. Er wußte nicht, was er zuerst retten sollte: Die entflohene Ziege, das ersaufende Rad oder das kreischende Kind.

Schließlich siegte seine Vaterpflicht, und er holte den Sprößling aus dem Brennesselgestrüpp! Für alle Fälle gab er ihm ein paar Maulschellen, worauf es noch heftiger schrie, und, nachdem er einige Sätze hinter der sofort flüchtenden Ziege gemacht hatte, entschloß er sich dafür, unter saftigen Flüchen das Rad aus dem Bach zu ziehen.

Es troff wie eine Wassermaus, hatte die Lenkstange verbogen und einige Speichen gebrochen. Danach fluchte er noch mehr und lehnte das Rad gegen einen Baum.

Dann ging er, die Ziege einzufangen. Sie kaute mit unverschämt nach links und rechts auswetzendem Kiefer die grünen, blanken Rübenblätter, zerknirschte mit einem schmatzenden Laut ihrer süffisanten Lippen einige Rübenbrocken und hatte das Maul so voll, daß sie nicht einmal Mäh sagen konnte, als sie vor dem Mann ausriß, sondern immer nur einen unartikulierten Schrei zustande brachte, wenn der Mann sie beinahe hatte.

Auch der Mann stieß unartikulierte Schreie aus, und beide tobten unbekümmert um den paradiesischen Abend durch das Feld, wobei der Mann dauernd zu Fall kam, denn es waren ganz ausnahmsweise große Rüben.

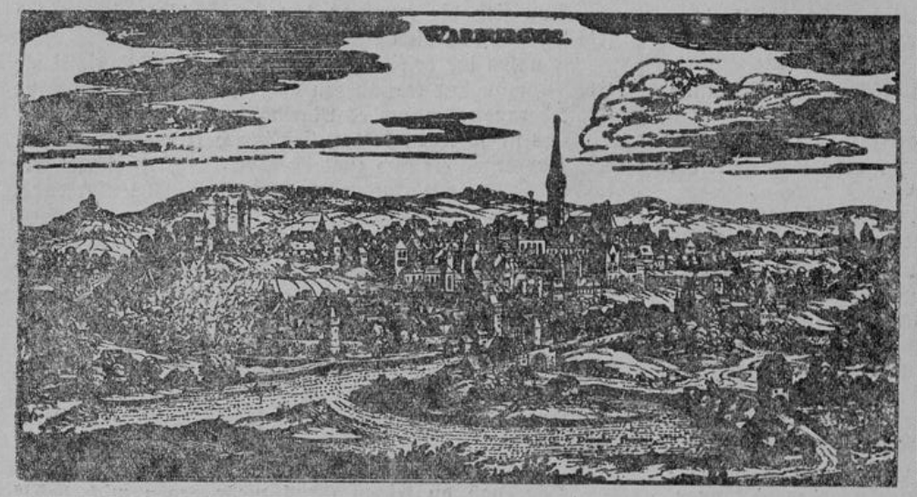
Endlich gab der Mann es auf. Weniger weil er die Ziege nicht bekam, sondern aus Angst, daß er sie wirklich bekäme und daß dann die Quälerei von neuem losgehen sollte. Er sagte ihr noch einiges Schmeichelhafte, was sie kopfnickend und blätterschmatzend entgegennahm, und stolperte über die Rüben zur Landstraße zurück.

Er stieg auf das Rad, nahm das heulende Kind und versetzte ihm noch eine Maulschelle, denn das Kind hatte durchaus nicht nachgelassen und bei dem Transport der Ziege dabei sein wollen. Die Frau hatte ihm auch von der Mitnahme des Kindes abgeraten, er aber sagte, sie wisse eben nicht, wozu ein Mann imstande sei.

An dieser seiner letzten Aeußerung wurmte ihn etwas, er wußte nur nicht, was. Das Gefühl seiner Ohnmacht diesen drei Gewalten gegenüber, die er nicht unter einen Hut bringen konnte, brachte ihn auf.

Der Abend war paradiesisch, aber sein Herz war voller Zorn gegen die Macht, die Ziegen, Fahrräder und Kinder gemacht hatte.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 8 | 29. Januar 1938 | 12. Jahrgang

Im Kampf ums Glück

Roman von Margarete von Sass

Copyright 1936 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

14 Fortsetzung

„Du siehst entzückend aus, kleine Marianne, ich werde, wie ich schon sagte, Aufsehen mit dir erregen!“

„Ich möchte mich nicht so zeigen, Onkel Heini — erlaube, daß ich in meinem Zimmer bleibe!“

Er lachte kurz auf.

„Na, das wäre ja... Nein, daran ist gar nicht zu denken — im Gegenteil, ich will sehen, daß man dich bewundert! Warum wolltest du dich auch nicht zeigen? Du siehst doch selbst, daß du wunderschön bist.“

Sein Blick, der in seltsamem Ausdruck auf ihr ruhte, war ihr peinlich, und sie bat:

„Bitte, besteh nicht darauf, ich mag mich so nicht zeigen. Das Kleid ist viel zu weit ausgeschnitten.“

„Warte mal einen Augenblick!“ sagte er, ohne ihre Bitte weiter zu beachten, und verschwand in seinem Zimmer. Gleich darauf kam er, mit einem schmalen Lederetui in der Hand, zurück. Er öffnete es, nahm eine dünne Platinkette mit einer grauen Perle als Anhänger heraus und bat:

„Erlaube, daß ich sie dir umlege. Der Ausschnitt wird dann nicht mehr so tief erscheinen. Du kannst ganz unbesorgt sein, Marianne! Ich will dir die Kette nicht als Geschenk anbieten; meine Frau hat sie einmal getragen. Ich habe sie mitgenommen, weil ich verhindern wollte, daß Lilli sich ihrer bemächtigt.“

Marianne schüttelte den Kopf.

„Ich werde trotzdem die Perle nicht tragen. Du vergißt, daß ich Trauer habe?!“

„Nein, das nicht, Marianne! Aber die Kette kannst du trotzdem ruhig umlegen!“

Eingeschüchtert durch den gereizten Ton, in dem er zu ihr sprach, legte sie die Kette um.

„Na, siehst du, das macht sich doch sehr hübsch! Aber nun komm, es ist höchste Zeit!“

Sie wagte keinen Widerspruch mehr, schritt mit gesenktem Kopf durch die Tür, die er vor ihr offen hielt.

Bei ihrem Eintritt in den Speisesaal hatte man nur Blicke für die beiden. Das seltsame Paar beschäftigte die Phantasie aller. Man fragte sich, ob diese junge, bezaubernd schöne Blondine mit den ernsten Augen, deren Tiefblau beinahe schwarz schimmerte, die Frau ihres Begleiters war, dessen Gepflegtheit nicht über sein Alter hinwegtäuschen konnte.

Der Kellner, wenn er befragt wurde, gab so geheimnisvolle Auskunft über das ungleiche Paar, daß die allgemeine Aufmerksamkeit immer stärker auf Marianne gelenkt wurde.

Also nicht seine Frau, auch nicht seine Tochter. Was blieb da noch für eine Möglichkeit?

Man studierte die Fremdentafel, auf der stand:

Oekonomierat Heinrich Berkholz, Berlin, und Rittergutsbesitzerin Marianne Latour, Hansfelde.

Die Rittergutsbesitzerin gab den Gästen neue Rätsel auf; man hätte die junge schlanke Blondine vielleicht noch für die Sekretärin des Oekonomierats gehalten, und nun entpuppte sie sich als eigene Herrin von einem großen Gut!

Das sichtliche Interesse, das man an Marianne nahm, erfüllte Berkholz mit Entzücken. Er genoß es, daß die Damen neidisch und die Blicke der Herren bewundernd auf das Mädchen gerichtet waren.

Er bat sie, gemeinsam noch den Gesellschaftssaal aufzusuchen, aber sie lehnte entschieden ab.

„Dann wollen wir noch einen kleinen Spaziergang machen“, schlug er vor, „um schlafen zu gehen, ist es noch zu früh. Warte einen Augenblick hier im Vestibül, ich hole dir deinen Mantel.“

Er verschwand und kam fünf Minuten später, mit dem Abendmantel über dem Arm, zurück, dessen Kostbarkeit Marianne derart überraschte und verlegen machte, daß sie ihn nicht umlegen mochte.

„Bitte!“ mahnte Berkholz leise. „Man sieht zu uns herüber!“

Er legte ihr den Mantel um.

Ein Schauer überkam Marianne, als sie den weichen Hermelinpelz an ihrer nackten Haut spürte.

„Onkel Heini, was hast du nur alles für mich angeschafft!“ sagte sie in vorwurfsvollem Ton, als sie mit ihm auf die Straße trat. „Die Kosten dafür übersteigen

ja mein gesamtes Jahreseinkommen."

Er drückte ihren Arm, der in dem seinen lag, fest an sich, und beschwichtigte:

„Du überschätzt den Wert der Sachen. Uebrigens brauchst du dir wegen der Bezahlung keine Sorgen zu machen; sie sind bezahlt!"

„Aber Onkel, ich kann mir doch nicht so kostbare Geschenke von dir machen lassen!"

Er hielt einen Augenblick den Schritt an, sah Marianne lächelnd in die Augen, und sagte:

„Als mein Mündel hast du sogar Anspruch darauf, daß ich mich darum kümmere, daß du standesgemäß gekleidet bist!"

„Nein!" erwiderte sie unwillig. „Ich habe mich so zu kleiden, wie es meinem Einkommen entspricht. Wer für Luxus kein Geld hat, darf sich auch nicht damit umgeben."

„Dieser Luxus hat nicht viel gekostet. Wenn es dich aber zu sehr bedrückt, diese Kleinigkeiten von mir anzunehmen, so kannst du mir ja das Verauslagte gelegentlich zurückerstatten. Daß du in deinem Fähnchen dich hier nicht zeigen konntest, siehst du doch wohl ein?"

Ja, das sah sie ein, und da ihr infolge ihres bisher einfachen Lebens die wirkliche Schätzung dieser kostbaren Dinge fehlte, beruhigte sie sich bei dem Gedanken, die verauslagte Summe dem Onkel später zurückgeben zu können.

Sie begann so etwas wie Freude an dem Besitz der schönen Sachen zu empfinden. Während sie sich in den weichen Pelz fest hineinschmiegte, dachte sie: Darin wird mich Joachim auch einmal sehen! —

„Was birgt denn der geheimnisvolle Koffer, der in meinem Zimmer steht, noch alles?" fragte sie, neugierig geworden. Und Berkholz begann aufzuzählen: ein paar schlichte Straßenkleider, eine Sealskinjacke und einige durchaus anspruchslose Kleinigkeiten."

„Wozu brauche ich hier im Süden eine Pelzjacke?" fragte sie erstaunt.

„Die ist gerade hier unerläßlich! Wir müssen sie stets auf unseren Ausgängen mitnehmen, denn sobald die Sonne untergeht, wird es empfindlich kalt."

Marianne war gerührt, daß er an alles gedacht hatte, trotzdem schalt sie:

„Onkel Heini, du bist ein Verschwender und hast mich in Schulden gestürzt! Ich kann nun zusehen, wie ich aus ihnen herauskomme. Ich werde Auftrag geben müssen, daß man in Hansfelde schleunigst den Weizen verkauft und mir das Geld dafür zuschickt."

„Mach' es nur nicht gar zu eilig", ging er auf ihren Scherz ein, „sonst wird dein Weizen womöglich noch unter Preis verkauft werden, denn bei Notverkäufen schneidet man stets mit erheblichem Schaden ab."

„Die Ernte war diesmal in Hansfelde sehr gut!" sagte sie, dem Gespräch dadurch eine Wendung zum Ernsten gebend. „Wirklich, sobald das Getreide verkauft ist, zahle ich dir die schuldigen Zinsen ab."

„Kindchen, aber jetzt wollen wir doch nicht von Getreide und Zinsen sprechen, sondern uns an dem bunten Stadtbild freuen!"

Sie schlenderten durch die Via Setembre, blieben zuweilen vor hell erleuchteten Auslagen eines Juweliergeschäfts stehen, und Berkholz bedauerte, daß Marianne so gar kein Verlangen nach diesen schönen Sachen hatte.

„Was meinst du, wie begeistert Lilli wäre, wenn sie dies hier sehen würde, sie würde mich peinigen mit zahllosen Wünschen, die ich ihr alle morgen befriedigen müßte."

„Ich trage gar kein Verlangen nach Schmucksachen!" gestand Marianne.

Er sah sie bewundernd an.

„Du bist so ganz anders, wie Frauen gewöhnlich sind. So völlig ohne Eitelkeit, daß ich wünschte, etwas mehr hättest du doch von dem Laster."

„Warum wünschst du das, Onkel Heini, es ist doch besser, man ist frei davon! Eitelkeit erweckt Wünsche, die man nicht immer befriedigen kann."

„Ich würde sie dir alle erfüllen!"

„Wir wollen jetzt ins Hotel zurück gehen", sagte sie, das Gespräch kurz abbrechend.

Als sie in ihrem Zimmer angekommen, verlangte Berkholz:

„Nun sieh dir an, was der Koffer birgt, ich möchte sehen, ob es dich nicht ein bißchen freut!"

Er nahm ihr den Mantel ab, warf ihn achtlos auf die Chaiselongue und trat an den Koffer, aus dem er Stück für Stück herausnahm, um es Marianne zu reichen.

Was sie zu sehen bekam, ließ ihr Herz rascher schlagen. Sie war begeistert und zugleich gerührt. Mit wieviel Geschmack er das alles ausgesucht hatte! Ob ihm Lilli dabei geholfen hatte?

„Nein, das hab' ich ganz allein und in größter Verschwiegenheit besorgt! Lilli hat nichts davon zu sehen bekommen."

Sie streckte ihm beide Hände hin und sagte:

„Onkel Heini, wie soll ich dir das danken?"

Er zog sie an den Händen ganz nahe an sich heran und sah ihr in die Augen.

„Indem du ein braves, folgsames Kind bist, kleine Marianne!"

Ach, das wollte sie ja so gern!

„Sag, daß du keinen Groll mehr gegen mich hast!" forderte er.

„Aber Onkel Heini, wie sollte ich dir grollen?!"

Er küßte ihre Wange, und sie ließ es ohne Widerstand geschehen.

*

Das Leben in Genua war reizend. Nun war man schon eine Woche dort, und es gab immer noch etwas Neues zu sehen. Die Stadt mit ihrer schönen Umgebung war unerschöpflich an Sehenswürdigkeiten. Stundenlange Wanderungen wurden unternommen, Tagesausflüge mit dem Auto — davon, daß Marianne schonungsbedürftig war, war nicht mehr die Rede. Es war auch keine Spur mehr von Müdigkeit oder Kranksein an ihr zu merken. Wenn sie nach einem Ausflug abends neben Berkholz den Speisesaal betrat, dann strahlten ihre Augen, und auf ihren schmalen zarten Wangen lag ein rosiger Schimmer.

Ihre Jugend hatte über Trauer und Kummer gesiegt und sich zu neuer Lebenskraft hindurchgerungen.

Darüber vergaß sie aber weder den Vater noch den heimlich Geliebten, der ahnungslos seine Tage in rastloser Arbeit für sie verbrachte. Marianne war mit ihren Gedanken viel bei ihm. Wenn die Sehnsucht nach Achim sie gar zu heiß überkam, dann tröstete sie sich damit, daß sie ja nur noch ein paar Wochen von ihm getrennt sein mußte; denn das stand nun ganz fest bei ihr: sobald man nach Berlin zurück kam, würde sie nach Hansfelde fahren. Der Onkel hatte ihr das versprochen. Und er würde sein Versprechen halten, denn jetzt war ein ganz anderes, sehr viel innigeres Verhältnis zwischen ihnen als damals. Onkel Heini war stets darauf bedacht, ihr Freude zu machen, und bei allem, was er für sie tat, offenbarte sich eine Herzensgüte, die sie zuweilen beschämte, weil sie sie jetzt erst erkannte. Sie bat ihm im geheimen all den Groll ab, den sie einst auf ihn gehabt hatte. Ein unbeirrbares Vertrauen hegte sie jetzt zu ihm. —

Die ersten Nachrichten aus Hansfelde waren eingetroffen, zwei Briefe, die der Hotelportier ihr überreichte, als sie am Morgen an der Office vorüber kam, um ins Frühstückszimmer zu gehen. Sie empfand es erleichternd, daß der Onkel noch nicht erschienen war, denn nun konnte sie in Ruhe ihre Briefe lesen. Als ersten nahm sie den von Joachim vor.

Er enthielt diesmal nicht nur den gewohnten nüchternen Wirtschaftsbericht, durch vier eng beschriebene Seiten flehte Joachim sie an, doch endlich zu kommen, er habe Sehnsucht nach ihr, eine heiße, brennende Sehnsucht. Und eine unerträgliche Unruhe, die ihn zuweilen derart quäle, daß er davonlaufen möchte, hin zu ihr, um zu sehen, wie es ihr gehe, was sie treibe. Wenn sie nicht bald käme, dann täte er es auch, dann ließ er Hansfelde einfach im Stich und käme nach Berlin.

Marianne erschrak. Wenn Joachim das wirklich eines Tages wahrmachte — was dann? Sie mußte sofort an ihn schreiben, ihn bitten, noch Geduld zu haben, in einigen Wochen käme sie bestimmt.

Auch Blankas Brief war ein einziger Ruf nach ihr; er riß an Mariannes Herz. Der Gedanke, daß sie diesen beiden, ihr liebsten Menschen etwas verheimlichen mußte, bedrückte sie — daß sie die zärtlichen Briefe mit einer Lüge beantworten mußte, stürzte sie in abgrundtiefe Verzweiflung. Ihre innerliche Erregung prägte sich auf ihrem Gesicht aus, daran änderte auch das Lächeln nichts, das sie sich zu Onkel Heinis Begrüßung abzwang. Mit forschendem Blick sah er sie an, als er ihr gegenüber Platz nahm.

„Fühlst du dich nicht wohl, Marianne?"

„Ein bißchen müde!" erwiderte sie, seinem Blick ausweichend. „Es wäre mir lieb, ich dürfte heute den ganzen Tag über auf meinem Zimmer bleiben!"

„Soll ich den Arzt kommen lassen?"

„Aber Onkel Heini, ich bin doch nicht krank! Ich hab' nur das Verlangen, den heutigen Tag in Ruhe zu verbringen."

„Hm! Das ist eine Enttäuschung für mich. Ich hatte eine Ausfahrt geplant, das Wetter ist auch so wunderschön. Ich wollte mit dir nach Porto Fino Culm fahren — man muß doch etwas gesehen haben. Würde dich die Fahrt denn wirklich anstrengen?"

Sie zuckte die Achseln, schon halb überwunden.

„Dürftest natürlich nicht neben dem Führersitz Platz nehmen, sondern im Innern des Wagens. Wir nehmen Kissen mit, um es dir recht bequem zu machen. Was meinst du, ob es so nicht doch ginge? Der Wagen läuft doch so leicht, nicht die geringste Erschütterung." Er bat: „Sag schon ja, Marianne, ich bin überzeugt davon, daß dir die Ausfahrt gut tun würde."

Sie dachte an ihre Briefe, daß sie diese dann heute nicht mehr beantworten könnte.

„Wann würden wir denn zurück kommen?" fragte sie.

„Gegen Abend!"

(Fortsetzung folgt)

Lachen in der Südsee

Heiteres aus der Kolonialzeit. — Von Peter Purzelbaum

Die Kokosnuß.

Bikini heißt eine der vielen inmitten der blauen Wogen des Stillen Ozeans gelegenen Marschall-Inseln, die einst Deutsches Schutzgebiet gewesen.

Damals, als über jene Kolonien die Neu-Guinea-Kompanie noch das Hoheitsrecht ausübte, war Bikini der Treffpunkt zahlreicher „Kopra-Trader" — wie die Aufkäufer der wertvollen, fetthaltigen Kokosnußkerne genannt wurden —, und daß es bei den Zusammenkünften jener etwas abenteuerlichen Gestalten nicht gerade wie in einem Mädchenpensionat zuging, wird man sich ohne Mühe denken können. Es wurde erheblich getrunken, und manch eine Sitzung endete damit, daß alle Teilnehmer unter dem Tische lagen.

Nach Bikini verirrte sich nun eines schönen Tages ein blasser Jüngling namens Takly, John Takly. Er war in Sidney zu Haus und konnte sich rühmen, daß seit Kindesbeinen an niemals ein Tropfen Alkohol über seine Lippen gekommen war.

Dieser seltsame junge Mann geriet also in die Tafelrunde jener Kopra-Trader. Wiederum gehört wenig Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie sehr er seiner Entrüstung über den dreimal verflixten Alkohol und dessen Folgen Ausdruck gab.

Eine Weile ließen sich die gutmütigen Händler die Belehrungen des fanatischen Antialkoholikers gefallen, dann wurden ihnen die Moralpredigten langweilig, und sie fragten ärgerlich: „Was sollen wir denn nun eigentlich trinken, Mister Takly?"

„Wasser, meine Herren!" gab der zur Antwort.

Worauf ein allgemeines Gelächter erfolgte. „Lieber junger Freund", erklärte der älteste der Männer, der „Konsul", „Wasser ist hier auf Bikini eine lebensgefährliche Angelegenheit."

„Dann bereiten Sie sich Tee oder Kaffee!"

„Womit? Haben Sie Teeblätter oder Kaffeebohnen? Nein? Na also, wir auch nicht, und kaufen können wir nichts, denn wir sind hier auf Bikini und nicht in Sidney!"

„Dann trinken Sie doch — nun ja — die Milch aus den Kokosnüssen", meinte darauf Mr. Takly und deutete zu den Kronen der Palmen, die über ihn im Seewinde rauschten.

„Hm! Erstens würde das ein teurer Spaß werden, wollten wir alle unsere jungen Nüsse versaufen, und zweitens — sagen Sie mal, junger Freund, haben Sie schon jemals Kokosmilch getrunken?"

„Nein, das nicht, doch hat man mir berichtet, es sei ein wohlschmeckendes Getränk."

„Na schön — wenn es Ihnen recht ist, können Sie ja morgen früh mal das Zeug kosten."

„Herzlich gern."

Während der blasse Jüngling längst unter seinem Moskitonetz schlummerte, rief der Konsul seinen Boy und gab ihm den Auftrag, ein paar junge Kokosnüsse zu holen. Die wurden nun vorsichtig angebohrt und dann, nachdem man ihre Milch gehörig mit Rum vermischt hatte, sorgfältig verschlossen und noch in der gleichen Nacht in die Krone einer alten Palme an die echten Fruchtdolden mit einem hauchdünnen Netz aufgehängt.

Am nächsten Morgen wanderten die Männer zum Strande herab, und als sie an den bewußten Baum gelangt waren, fiel einem von ungefähr ein, daß Mr. Takly ja gewünscht hatte, Kokosmilch zu kosten.

Ein Wink, und schon schlüpfte ein Kanake mit den Füßen in eine Schlinge und rutschte den glatten Stamm hinauf.

Bautz-bautz-bautz polterten drei schöne Nüsse in den weichen Sand.

„Sehen Sie, so macht man das", sagte der Konsul und erklärte dem Greenhorn aus Sidney, wie er eine Nuß anzubohren hätte. Dieser setzte dann die Schale an die Lippen und trank — und trank — und trank ohne abzusetzen den Inhalt der Nuß bis auf die Nagelprobe.

„Ha!" sagte er darauf mit leichtem Zungenschlag, „mei.. meine Herren! Das.. das schmeckt ja einfach großartig! Wie.. wie können Sie nur den scheußlichen Alko..kohol trinken, wenn Ihnen die gütige Mutter Natur solch ein herrliches Ge..getränk bietet? Oh, könnte ich die bei..beiden anderen Nüsse auch noch bekommen?"

Als er sie ausgetrunken, wankte Mr. Takly selig und voll süßer Kokosmilch nach Hause zurück und ließ sich den ganzen übrigen Tag nicht mehr blicken. Wahrscheinlich schlief er seinen Rausch aus.

Am anderen Tage erschien der Jüngling erst zur Mittagszeit. Er war schlechter Laune und sichtlich verstimmt.

„Was fehlt Ihnen denn, junger Freund?" erkundigte sich der Konsul voller Teilnahme.

„Ach, meine Herren", entgegnete Takly, „ich glaube, ich habe gestern mein Urteil etwas voreilig abgegeben — Kokosmilch und Kokosmilch ist keineswegs dasselbe!"

„Und wie kommen Sie zu dieser Ansicht, junger Freund?"

„Oh, ich habe den ganzen Morgen am Strande gesucht und gesucht — die Palme von gestern habe ich leider nicht wiederfinden können."

Das Erdbeben.

Auf Neu-Pommern im Bismarck-Archipel gehörte die Rumpelei unserer guten alten Mutter Erde zu einer ganz all-